

Zeitschrift: Zeitschrift für öffentliche Fürsorge : Monatsschrift für Sozialhilfe : Beiträge und Entscheide aus den Bereichen Fürsorge, Sozialversicherung, Jugendhilfe und Vormundschaft

Herausgeber: Schweizerische Konferenz für Sozialhilfe

Band: 65 (1968)

Heft: 5

Artikel: Die bittere Medizin

Autor: Flammer, A.

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-839445>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 05.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die bittere Medizin

A. FLAMMER, Chef der Personalsektion SBB, Kreis II

Wenn unsere Großväter wegen einer innern Krankheit zum Doktor mußten, kamen sie bestimmt mit einer kleinern oder größeren Flasche nach Hause, enthaltend eine braune, violette oder gelbe Flüssigkeit und angeschrieben z.B. «3 × täglich 2 Eßlöffel». Teils aus Neugierde, teils zur Belustigung waren wir Kinder stets zugegen, wenn der Vater seine «Medizin» schluckte, das Gesicht in Falten zog und sich ähnlich schüttelte, wie wenn er einmal einen scharfen Schnaps inhaliert hatte. Ein unerlaubtes verstohlenes Versückerlein von der Mixtur mochte uns davon überzeugen, daß diese Faxen nicht nur gespielt waren, denn das Zeug schmeckte scheußlich. Es weckte damit aber offenbar auch beim Kranken die Zuversicht, daß es ihm ganz sicher helfen werde.

Die ärztliche Kunst, die Biochemie und Pharmakologie haben seither enorme Fortschritte gemacht. Arzneien werden nur mehr selten in Getränkeform in den Handel gebracht und meist als feste Tabletten, Pillen, Dragées, Pulverkapseln usw. verordnet. In flüssiger Form werden Heilmittel eher in Muskeln oder in die Blutbahn gespritzt bzw. (in Spitälern) in eine Vene einlaufen gelassen. Für den Patienten bedeutet all dies den Fortfall des unangenehmen Geschmackseindrucks und damit wohl eine entscheidend bessere Bereitschaft für die Therapie, so wie es wohl auch Hypokrat mit dem Ausspruch «unser Heilmittel sollte unsere Nahrung sein» gemeint hat. Daß schmackhafte Nahrung bekömmlicher ist, wird kaum von jemand bezweifelt; müßte entsprechend nicht auch ein schmackhaftes Medikament wirksamer sein?

Im «Brief an einen Arzt» in der Zeitschrift für öffentliche Fürsorge Nr.2 vom 1. Februar 1968 wird mit vollem Recht auf die Gefahr des Alkohols als Medikament hingewiesen. Es wäre freilich zu sehr vereinfacht, zu behaupten, alkoholhaltige Getränke wären nur deshalb gefährlich, weil ihr *angenehmer Geschmack* der Unmäßigkeit und Süchtigkeit Vorschub leiste. Die Fälle sind zu bekannt, wo ein Halbwüchsiger, dem von der ersten Zigarette miserabel geworden war, nach dem zweiten oder dritten Versuch zum Kettenraucher oder ein in Gesellschaft zum Trinken verführter Mensch, der den ersten Schluck voller Ekel ausgespuckt hatte, zum chronischen Alkoholiker wurde. Die Sucht besteht zum großen Teil aus Angewöhnung, und eine an sich unangenehme Geschmacksempfindung wird durch Erinnerung an die nachträgliche anregende oder enthemmende Wirkung der Noxe überdeckt. Der Süchtige nimmt – wie der Patient – den widerlichen Geschmack in bestimmter, wenn auch unbewußter Erwartung nachfolgenden Wohlbefindens willig in Kauf und empfindet infolge dieser Erwartung mit der Zeit sogar den an sich widerlichen Geschmack als «gut».

Trotzdem sind aber die Hersteller und Verkäufer von Narkotika stets bemüht, durch Versüßung, Parfümierung oder Würzung ihre Produkte auch sensiblen und weniger «abgehärteten» Naturen schmackhaft zu machen, offenbar doch in der begründeten Spekulation, den Konsum damit auch bei nicht süchtigen «gourmets» zu fördern. Der angenehme Geschmack scheint also doch sowohl für die Wirkung der Heil- und Genußmittel (auch für die schädlichen) wie für die Süchtigkeit nach Drogen und Narkotika eine große Rolle zu spielen.

Dieser Zusammenhang wird nun leider in der Fabrikation der meisten Heilpräparate, besonders auch jener für medikamentöse Behandlung des Alkoholismus

(Apomorphin, Emetin, Antabus, Dipsan usw.), fast gänzlich außer acht gelassen. Während Apomorphin und Emetin gewöhnlich unter die Haut gespritzt werden und somit wenigstens für den Moment geschmacklich neutral sind, müssen Antabus- oder Dipsantabletten entweder im Wasser aufgelöst oder mit Wasser «hinuntergespült» werden. Es ist dabei äußerst interessant festzustellen, wie unterschiedlich selbst das an sich geschmacklich ebenfalls neutrale Getränk schmecken kann. Man hört Urteile wie «erdig, fad, unangenehm, widerlich usw.», je nachdem, wie der Patient sich zur Kur einstellt. Gewiß kommen dabei nicht etwa nur angeborene Geschmacksüberempfindlichkeiten (Idiosynkrasien und Allergien) zum Ausdruck; der Abscheu wird vielmehr durch die Vorstellung verstärkt, wo nicht überhaupt hervorgerufen, daß die Tabletten Verzicht auf den begehrten Alkohol bedeuten. Andererseits schämt sich jeder Antabuskurant entweder der Folgen seiner Alkoholexzesse oder – vielleicht noch häufiger – des Verlustes seiner früheren Trinkfestigkeit. Im gleichen Maß wie vorher das Trinken in «heiterer» Gesellschaft eine Ehre und Ausdruck der Männlichkeit war, ist die Entwöhnung vom «schändlichen Laster» peinlich und weckt Schuld- und Minderwertigkeitsgefühle. In solcher Stimmung würde sogar ein süßer Trunk, geschweige denn ein langweiliger, bitter schmecken; vor allem einer Natur, die gewöhnt war, «stark Getränk zu schlürfen».

Dieser Sachverhalt legt die Frage nahe, ob es nicht der heute so hochentwickelten und fortgeschrittenen pharmazeutischen Industrie möglich wäre, die Alkohol-Entwöhnungsmedikamente in etwas bekömmlicherer und attraktiverer Form herzustellen; ähnlich wie beispielsweise das schmerzlindernde Saridon neben dem schädlichen Phenacetin mit betäubender Wirkung auch das stimulierende Coffein enthält und erst damit zum eigentlichen «Suchtmittel» wird. Ideal erschiene dem Laien sodann (namentlich für Biertrinker) ein leichter Kohlensäurezusatz, welcher das Tränklein zu einem durststillenden, erfrischenden «Sprudel mit Geschmack» werden ließe. Möglich wäre auch ein Zusatz unschädlicher Fruchtsäuren. Man möchte beim Gedanken an eine solche Ingredienz beinahe selbst eine Antabuskur durchführen. Beizufügen wäre, daß einzelne Fürsorgestellen bereits zur Versetzung der Antabus-Lösung mit einem Zitronen- oder Himbeersirup übergegangen sind.

Es dürfte der pharmakologischen Forschung nicht schwer fallen, für die verschiedenen Formen und Grade der Trunksucht je die geeignetste Zusammensetzung zu finden sowie in Verbindung mit dem untersuchenden Arzt das Medikament auch dem körperlichen Befund des Patienten anzupassen. Die Bekämpfung des Alkoholmißbrauchs würde so in ganz entscheidender Weise erleichtert und sicher auch wirksamer und erfolgversprechender. Denn erste Voraussetzung für gute Resultate auf diesem Gebiet ist die spontane, aktive Mithilfe des Patienten. Diese wird am ehesten dadurch erreicht, daß man ihm die Entziehungskur möglichst «mundgerecht» und schmackhaft macht.

Teuerung macht keine Pause

Der vom Bundesamt für Industrie, Gewerbe und Arbeit berechnete Landesindex der Konsumentenpreise, der die Preisentwicklung jener Konsumgüter und Dienstleistungen wiedergibt, die im Haushalt von Arbeiter- und Angestelltenfamilien von